

**„Ich gönne mir das Wort GOTT“
SchriftstellerInnen des 21. Jahrhunderts vor der Gottesfrage¹**

von Prof. Dr. Georg Langenhorst, Augsburg

UNIVERSITÄT SALZBURG / 3. BACHL-LECTURE 23.04.2008

1976 trat *Gottfried Bachl* als Mitherausgeber eines Bandes hervor, der sich auf die Suche nach den Spuren Gottes in der damaligen Gegenwartsliteratur machte. Diese Aufsatzsammlung hat bis heute ihren Platz als einer der ersten Beiträge einer systematischen Neubetrachtung der Begegnung von Religion und Literatur, des Dialogs der beiden akademischen Disziplinen von Theologie und Literaturwissenschaft.

1. ... verloren, verschwiegen, verabschiedet, versteckt...

Die Situation heute stellt sich freilich völlig anders dar als Mitte der 70er Jahre. Nur stichwortartig in Erinnerung gerufen und beschränkt auf die Situation der deutschsprachigen Literatur: Bis in die 50er Jahre des 20. Jahrhunderts war „christliche Literatur“ zwar als Begriff umstritten, als Phänomen aber unübersehbar. Auch literarisch hatte die Deutung von Wirklichkeit und Möglichkeit aus christlicher Perspektive ihren festen Platz in der Gegenwartskultur. Mit den 60er Jahren brach nicht nur diese Traditionslinie abrupt ab, überhaupt verstummte die literarische Gottesrede, zog sich zurück, reflektierte bestenfalls ihre eigene Unmöglichkeit. In *Marie Luise Kaschnitz* „Tutzinger Gedichtkreis“ - 1957 veröffentlicht - wird dieser Abbruch am deutlichsten benannt. Auch wenn die folgenden Verse (*Kaschnitz* 1957, 9) sehr bekannt sind, lohnen sie doch des Zitierens:

Zu reden begann ich mit dem Unsichtbaren.
Anschluss meine Zunge das ungeheure Du,
Vorspiegelnd altgewesene Vertrautheit.
Aber wen sprach ich an? Wessen Ohr
Versuchte ich zu erreichen? Wessen Brust
Zu rühren?

Die so vertraute und selbstverständliche Gottesrede, die ‚Du-Anrede‘ im Gebet wird plötzlich fraglich. Was eben noch wie automatisch funktionierte, wie selbstverständlich praktiziert wurde, bricht auf in die offene Frage. Wenige Passagen später (ebd., 12) wird ganz konsequent die Einsicht formuliert:

Die Sprache, die einmal ausschwang, dich zu loben

¹ Der mündliche Duktus wurde weitgehend beibehalten, für die Drucklegung jedoch geringfügig aktualisiert.

Zieht sich zusammen, singt nicht mehr,
in unserem Essigmund.

Das Gotteslob, klassisch die dankbare Antwort des Menschen auf das Geschenk der Erlösung, verstummt.

Was bei Kaschnitz anklingt, lässt sich in den Folgejahren in weiten Teilen der deutschsprachigen Literatur beobachten: Die literarische Gottesrede verstummte tatsächlich weitgehend - von im Einzelfall begründeten Ausnahmen abgesehen. Für die ab Mitte der 70er Jahre sich entwickelnde neue akademische Dialogdisziplin von ‚Theologie und Literatur‘ (vgl. *Langenhorst* 2005) aber bedeutete dies, sich von Anfang an vor allem mit den Zersplitterungen, den Fragmentisierungen, den Schatten, den Transfigurationen der Gottesrede zu beschäftigen. Schon in den Titeln von entsprechenden Untersuchungen ist die Rede vom „verschwiegenen Gott“, von der „Sehnsucht nach dem verlorenen Gott“, der „Suche nach dem verlorenen Gott“. *Gregor Maria Hoff* konzentriert seine Ausführungen über die literarische Behandlung der Gottesthematik so auf den Aspekt der Religionskritik, denn der „konsequente Abschied“ sei die „dominante Tonart gegenwärtiger Literatur mit dem Thema ‚Religion‘“ (2004, 43) Und *Karl-Josef Kuschel*, so etwas wie der Gründervater der neuen wissenschaftlichen Erforschung von ‚Theologie und Literatur‘, konnte sein im noch Jahr 2007 publiziertes Buch noch unter den Titel stellen: „Gott liebt es sich zu verstecken“. Verloren, verschwiegen, verabschiedet, versteckt...

2. Neue Unbefangenheit

Die zentrale These gleich zu Beginn: All diese Tendenzen und Analysen stimmen für die Literatur unserer absoluten Gegenwart so nicht mehr. Seit Beginn der 90er Jahre hat sich eine Tendenz in der deutschsprachigen Literatur durchgesetzt, die tatsächlich noch einmal anders, neu, offener mit Religion und der Gottesfrage umgeht. „Neue Unbefangenheit“ im Umgang mit Religion habe ich diese neue Haltung und Suche in einem Beitrag in der *HerderKorrespondenz* aus dem Jahr 2002 genannt, und diese Behauptung möchte ich heute mit diesem Beitrag verifizieren (vgl. ausführlich: *Langenhorst* 2009). Gewiss, es gab sie, die Tabuisierung der Gottesfrage in weiten Teilen der Literatur und der Feuilletons; gewiss es gab sie, die Behauptung, dass es ein schlechtes Stilprinzip sei, wenn man als Künstler religiös wurde; gewiss, es gab sie, die müde herablassende Belächelung, wenn man als Schriftsteller Religion zum Thema machte. Aber Gegenprobe. Drei Blitzlichter:

Erste Szene: Im Herbst 2001 veröffentlicht die erfolgreiche und viel gelesene Lyrikzeitschrift „Das Gedicht“ einen Sonderband unter dem Titel „Himmel und Hölle“, in der sie eine breite Spanne religiös motivierter Lyrik quer durch die deutschsprachige Literaturszene hindurch

präsentiert. Zur Einordnung wichtig: Diese Zeitschrift konzentriert sich auf AutorInnen der jungen und mittleren Generation, erscheint völlig autonom, ist weltanschaulich ungebunden, orientiert sich einzig an ästhetischer Qualität. Der Herausgeber *Anton G. Leitner* schreibt in der Einführung zur oben benannten Ausgabe: „Der moderne Mensch verliert seine Scheu vor ‘Gott’ und dem ‘Heiligen’“ (*Leitner* 2001, 4f.). Den überzeugenden Nachweis führt er in den abgedruckten Texten dieser Ausgabe. In einem programmatischen Aufsatz kann es in derselben Ausgabe ohne jegliche Scheu heißen, „moderne Lyrik“ sei „ein Echolot für Religion“, sie könne als ‚religiös‘ bezeichnet werden, „weil sie sich der Erfahrung eines Unbedingten, der Transzendenz, stellt und dabei die letzten Fragen und Widersprüche unseres Daseins erhellt“ (*Ziebritzki* 2001, 89) und könne so als ein „Ausdrucksmedium religiöser Erfahrung“ (ebd., 93) dienen. 2005 lässt Leitner eine Buchanthologie folgen, die unter dem Titel „Zum Teufel, wo geht’s in den Himmel“ erneut die Verbindungen von Gebet und Gedicht ausloten, schließlich seien „Dichtung und Religion“ aus „demselben Holz geschnitzt“ (*Leitner* 2005, 5), so dass Gedichte sogar - so die mutige Vision - „die eigentlichen Gebete des 21. Jahrhunderts werden“ könnten, weil sie „einerseits Sprache neu ordnen, auf den Punkt bringen, verdichten“, und andererseits „präzise Diagnosen über eine Wirklichkeit liefern, die als ‚ungeheure Verwirrung‘ (...) wahrgenommen wird“ (ebd., 7).

Zweite Szene: Der Frankfurter Suhrkamp-Verlag gilt als der führende deutsche Literaturverlag. Er ist eher den vielfältigen Traditionen der Religionskritik und der Philosophie der „Frankfurter Schule“ verpflichtet als im Ruf zu stehen, religionsfreundliche Konzeptionen zu vertreten. Doch gerade bei Suhrkamp erscheint die so erfolgreiche „Christus-Trilogie“ mit welcher *Patrick Roth* (*1953) die Leseöffentlichkeit in den 90er Jahren überraschte. Eine Folge von drei Christusnovellen, die gerade nicht aufklärerisch analysiert, sondern mystisch in die Kernthemen des Christentums hineinführt! Hier erscheinen 2001 Roths kurzen Erzählungen unter dem Titel „Die Nacht der Zeitlosen“, in denen die Ebenen von Wirklichkeit und Wunder immer wieder verschwimmen. Und über diese Werke Roth drängen die Auseinandersetzungen um Jesus und die Frage nach Gott in unserer Gesellschaft in die Feuilletons aller großen Tageszeitschriften, werden überrascht diskutiert, erstaunt gewürdigt, überwiegend geschätzt.

Dritte Szene: *Andreas Maier*, Jahrgang 1968, gehört zu den wichtigsten deutschsprachigen Autoren der jungen Generation. In der Frühjahrsliteraturbeilage 2005 zu der Wochenzeitschrift „Die ZEIT“ erscheint ein Interview unter der Überschrift „Ich gönne mir das Wort Gott“ – jenes Zitat also, das meinem Vortrag seinen Titel verleiht. Im Interview erklärt Maier: „Irgendwann habe ich damit angefangen, mir die Verwendung des Wortes Gott zu gönnen.

Wenn man sich dieses Wort verbietet, hat man extreme Schwierigkeiten, bestimmte Dinge zu sagen.“ Gegen alle falschen Vereinnahmungen betont er: „Es darf nicht sein, dass wir das Wort Gott nur verwenden, um uns gegenseitig zu versichern, dass wir alle schon irgendwie gut und richtig seien. (...) Wenn ich von Gott spreche, weiß jeder, dass etwas gemeint ist, das außerhalb von uns liegt.“ (Maier 2005) In seinen 2006 gehaltenen Frankfurter Poetikvorlesungen präzisiert Maier diese Gedanken: Er entdecke immer wieder „dieselbe Logik“, nämlich „das Ich, die Welt und Gott, die Wahrheit einerseits und die Menschen andererseits, das Ich in der Mitte, die Menschen drumherum, und um alles Gott. Man könnte diese Grundstruktur vielleicht auch genauso gut in nichtreligiöser Sprache ausdrücken, aber das wäre komplizierter“. Deshalb die überraschende Volte: „Der liebe Gott macht es mir da einfacher, dafür danke ich ihm“ (Maier 2006, 149).

Drei Szenen, drei Momentaufnahmen aus der unmittelbaren Gegenwartsliteratur, an deren Seite zahllose weitere zu stellen wären. Eines haben die aufgerufenen Szenen gemeinsam: Unbefangen, ohne Scheu, aber im Wissen um die problematische Geschichte der Verwendung des Gottesbegriffs in der Literaturgeschichte schreiben die aufgerufenen Autoren über Religion und die Gottesfrage. Hier zeigt sich die Rede von Gott eindrucksvoll nicht nur als literarische Weise von Selbstausslegung, von Selbstaufklärung, von Selbstdeutung des Menschen, sondern auch als Versuch des über sich selbst Hinausweisens.

Dieser Trend spiegelt sich in einer Reihe von Begleitphänomenen. Nach Jahrzehnten der ehrlich empfundenen, unreflektiert selbstverständlichen oder verschämten Distanz zu Kirche, Glaube und Gottesfrage trauen sich SchriftstellerInnen zu öffentlichen Bekenntnissen in Sachen Religion. „wir sind christen, ein wort, das man heute wieder aussprechen darf“ (Jandl 1995, 51), schrieb der Österreicher *Ernst Jandl* in seiner „rede an friederike mayröcker“ 1995. „Ich *glaube* ja schließlich, ja doch, minutiös habe ich mir in den vergangenen Stunden vorgeführt, dass und wie ich glaube und ab jetzt werde ich es auch laut tun und dazu stehen“ (Ortheil 2001, 183), schreibt *Hanns-Josef Ortheil* in seinem fiktional-autobiographischen Roman „Lo und Lu“. Ganz offensichtlich spüren viele AutorInnen jene Veränderung, die *Michael Krüger* in sein Gedicht „Hotel Wandl, Wien“ aus dem 1998 erschienenen Band „Wettersvorschau“ wie folgt benannt hat: „Wir müssen uns nicht mehr der Religion / erwehren, sie greift uns nicht an“ (Krüger 1998, 29) Im kulturellen Klima der Gegenwart ist es offensichtlich nicht mehr nötig, auf Distanz zu Religion zu gehen, aber mehr noch: es ist zugleich möglich, sie positiv aufzugreifen, künstlerisch zu gestalten ohne sie dabei zu destruieren oder lächerlich zu machen.

Sehr deutlich zeigt sich diese Präsenz religiöser Themen nicht nur im Bereich der erzählenden Literatur oder in der Lyrik, sondern auch auf der Theaterbühne. Es gibt eine „neue Offenheit des Theaters der Theologie gegenüber, immer mehr Theatermacher greifen religiöse Fragen auf und machen sie zum Thema ihrer Inszenierungen“ (*Derwitz* 2005, 530). In der aktuellen Aprilausgabe der *HerderKorrespondenz* bestätigt der Intendant des Thalia-Theaters Hamburg, Ulrich Khuon, in einem spannenden Gespräch über Religion und das Gegenwartstheater, dass „der Theaterraum poröser“ (*Khuon* 2008, 178) für diese Themen wird. Denken wir nur an den bahnbrechenden Erfolg des Stücks „Der Bus“ aus der Feder des jungen Schweizer Dramatikers *Lukas Bärfuss* von 2005.

Nein, kaum überraschend, dass auch das Feuilleton diese Tendenzwende wahrgenommen hat und thematisiert. Im September 2002 erscheint das Heft 149 des legendären „Kursbuch“ unter dem Titel „Gott ist tot und lebt“. Die Zeitschrift „Literaturen“ stellt ihr Heft 12/2005 unter das Gesamthema „Wie gewaltig ist der Glaube?“ Die Literaturbeilage der „Süddeutschen Zeitung“ zur Leipziger Buchmesse 2006 steht unter dem Motto „Das Heilige“. Und damit sind nur wenige Beispiele einer breiten Strömung benannt.

Wie lassen sich diese Entwicklungen in der hier gebotenen Kürze und Konzentration darstellen? Ich könnte mit ihnen auf das spannende Phänomen schauen, wie die jetzt mittlere Autorengeneration sich ihrer konfessionellen Prägungen wieder bewusst wird und diesen Prozess literarisch fruchtbar macht. Eines verbindet die *Arnold Stadler*, *Petra Morsbach*, *Ulla Hahn*, *Ralf Rothmann*, *Hanns Josef Ortheil* und viele andere – sie stellen Religion, genauer: den Katholizismus differenziert dar mit Schwächen und Stärken: Die Zeit der literarischen Abrechnung mit krankmachender, mit einengender, mit zu radikaler Befreiung nötiger religiöser Erziehung ist vorbei. Spannend, diese Tradition, doch ich deute sie nur an. Gleiches gilt für jene Tradition, die wie *Patrick Roth* über Religion im Modus einer stark artifiziellen Sprachverfremdung arbeitet. Über Religion lässt sich reden und schreiben im Modus des Grotesk-Surrealen, des Absurd-Komischen, des Skurril-Phantastischen – etwa bei *Sibylle Lewitscharoff* oder *Felicitas Hoppe*. Von diesen beiden neuen Entwicklungen in der Erzählprosa kann ich hier nicht sprechen.

Nein, ich möchte primär auf den Bereich der Lyrik schauen, schon deshalb, weil wir hier gemeinsam Texten betrachten und deuten können. Dass Gedichte als „Echolot für Religion“ fungieren können, haben wir ja schon gehört. Auch *Michael Krügers* Setzung, dass wir uns „nicht mehr der Religion erwehren“ müssen, weil sie uns „nicht angreift“. Blieben wir zunächst bei diesem Autor, einem spannenden und herausragenden Zeugen der neuen Unbefangenheit im Umgang mit Religion.

3. Michael Krüger

Michael Krüger (*1943) ist eine außergewöhnliche Erscheinung im Szenario der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur. Einerseits ist er maßgeblich an der Steuerung des Buchmarktes hinter den Kulissen beteiligt - als langjähriger literarischer Leiter, seit 1995 als geschäftsführender Gesellschafter des renommierten Münchner Hanser-Verlages, als Herausgeber der einflussreichen Literaturzeitschrift „Akzente“, Mitherausgeber des Literaturjahrbuchs „Tintenfisch“ und des „Jahrbuchs der Lyrik“, als Übersetzer sowie als Mitglied in zahlreichen Jurys und anderen kulturpolitischen Drehscheiben. Gleichzeitig ist er selbst ein Literat von Rang als Essayist, Erzähler und vor allem als Lyriker. Zahlreiche Literaturpreise dokumentieren die öffentliche Wertschätzung seines Werkes.

In seinen Lyrikbänden zeigt sich nun seit Beginn der 90er Jahre eine bemerkenswerte Entwicklung: War Religion zuvor kaum ein direkt benanntes Thema in Krügers Schreiben, so rückt sie nun mehr und mehr in seine erschriebenen Welten hinein, ohne freilich jemals zentrale Bedeutung zu erlangen. Vorher herrschte Skepsis, Ablehnung vor.

Dass Religion, Glaube, Gebet, die literarische Rede von Gott dabei nicht selbstverständlich sind, dass es Phasen der Distanz, des Zweifel gab und gibt, dass diese Erfahrungen Spuren hinterlassen, ist dabei offensichtlich. Affirmation und Rückweisung, Distanz und Nähe, ironisches Spiel und ernsthafte Reflexion ergänzen und bedingen einander. Das wird in einem Text aus dem Gedichtband „Kurz vor dem Gewitter“ (*Krüger* 2003, 44) deutlich:

Das Kreuz

In den alten Kirchen im Süden
 schlage ich manchmal das Kreuz,
 um das Gespräch mit dem Heiligen
 zu erleichtern. Es wirkt. Ich rede
 dann lange mit den salpetrigen Engeln,
 die in den feuchten Ecken leben,
 in einem Gemisch aus Demut
 und Orthodoxie. In Barcelona,
 im Dom, verließ die heilige Milena
 ihr verstaubtes Fresko, eine junge Frau,
 und setzte sich zu mir
 auf die kalten Marmorstufen des Altars.
 Wir mussten flüstern. Um uns herum
 alte Damen, die statt des Rosenkranzes
 ihre Einkaufsnetze hielten. Es roch
 nach Minze, Weihrauch, Apfelsinen.
 Milena zeigte auf einen Wanderer
 auf einem dunklen Bild, der einen Blitz
 anstarrte, eine zuckende Natter am Himmel.
 Das wirst du sein, sagte sie, du wirst
 diesen Weg gehen müssen, aber keine Angst,

ich werde hier auf dich warten.

In diesen Versen wird eine Begegnung geschildert, ironisch distanziert und sprachlich gebrochen, aber nur so darstellbar. Der evangelischer Tradition entstammende Krüger erzählt vom Besuch einer katholischen Kirche in Barcelona. Kreuzzeichen, Geruch und Atmosphäre des Doms, das Heilige, die Heilige, die plötzlich die Gestalt einer jungen Frau annimmt, die ihm den Zukunftsweg weist - all das wird in wenigen Worten aufgerufen, um in der Schweben zwischen Erinnerung, Begegnung und sich öffnender Vision zu verbleiben.

In anderen Texten wird der Schöpfer ironisch direkt benannt. So am Ende eines Gedichts aus dem neuesten Gedichtband „Unter freiem Himmel“, einer Reflexion über einen trüb-regnerischen Tag, der mit dem Dreizeiler schließt: „Irgendwo las ich, Gott sei, an seinem Reichtum gemessen, / ein Geizhals. Das stimmt, einen Sonnenstrahl / hätte er spendieren können, einen einzigen.“ (Krüger 2007, 78) Deutlich wird dieses poetische Verfahren der ironisch-ernsthaften Verweise auf den Schöpfer in folgendem Gedicht (Krüger 2001, 21) aus dem Jahr 2001, verfasst als poetischer Kommentar des Dichters zu einem Bild des Malers *Quint Buchholz*, auf dem eine schemenhafte Gestalt einen Kinderwagen vor sich herschiebt und, den Kopf im Nacken, den sternlosen Himmel betrachtet:

Das Inventar des Himmels ist leer,
die Sterne kassiert.
Ich wollte dem Kind eine Sternschnuppe
zeigen, das schönste geräuschlose Spiel,
das ein müder Gott sich erfand.
Vielleicht brauchen wir nichts zu wünschen?
Vielleicht leben wir schon im Paradies?

Ein eindrückliches Bild: Sternschnuppen als „das schönste geräuschlose Spiel“, das ein „müder Gott sich erfand“!

Ein zweiter Text aus demselben Band (ebd., 22). Sechs schattenhafte Gestalten hocken in stilisierter Landschaftsweite. Im Dunkel über ihnen der Mond, gerade so, als berührte er eine das Bild teilende Stromleitung. Krügers „Bedichtung“:

Natürlich kann man sich
den Schöpfer des Universums
als einen Gaukler denken.
Alles verrücktes Spiel,
Ausdruck beginnender Müdigkeit.
Nur manchmal, wenn wir
am Abend, einer Gewohnheit folgend,
uns auf der Wiese versammeln,
um die Nacht still zu begrüßen
sind wir vor Staunen sprachlos:
Um uns zu foppen, zeigt er uns

Proben seines großen Talents.

Schöpfung und Schöpfer werden so humorvoll und unaufdringlich in die lyrischen Naturschilderungen eingebaut. Schon in der Preisrede zur Verleihung des Peter-Huchel-Preises von 1986 an Michael Krüger konnte der Laudator, *Adolf Muschg*, so in aller Vorsicht einen Gedanken formulieren, der sich eigentlich erst in den folgenden Bänden des Dichters als sinnvoll erweisen würde: „Es wäre vielleicht nicht ganz falsch, Michael Krüger einen gut getarnten Mystiker zu nennen.“ (in: *Krüger* 1988, 156) Gewiss, es gibt völlig andere Bereiche, Themen und Schwerpunkte des literarischen Schaffens dieses Dichters. Im Umgang mit Natur und Schöpfung, im behutsam-ironischen Verweis auf Gott, in der literarischen kreativen Integration von religiösem Brauchtum und Gebet, von Kreuz und Kirche zeigt sich jedoch eine poetische Qualität, die man durchaus als „mystisch“ bezeichnen kann.

4. Hans Magnus Enzensberger

Ein zweiter maßgeblicher Zeuge: *Hans Magnus Enzensberger* (*1929). Er wächst in einem katholisch-kleinbürgerlichen Elternhaus auf, das den Nationalsozialisten weitgehend kritisch gegenübersteht. Zwar verkörpert diese Welt des Katholizismus später für ihn den Prototyp konservativ-bürgerlicher Provinzialität, welche Tiefenspurien sie aber vor allem in der Vermittlung der strenggläubigen und frommen Mutter langfristig hinterlässt, ist noch nicht genauer untersucht worden. Fest steht, dass sich der zornige junge Mann in der Nachkriegszeit abwenden wird von der Welt der ererbten Religion, auch wenn er seine literaturwissenschaftliche Dissertation in Erlangen 1955 ausgerechnet dem spätromantischen katholischen Rekonvertiten *Clemens Brentano* widmen sollte. Institutionalisierte Religion steht fortan für eine überkommene Phase, ihre Angebote haben mit den Fragen der Gegenwart nichts mehr zu tun. Beerbar ist sie - wie bei den zwei großen Vorbildern *Heine* und *Brecht* - vor allem als Sprachfundus, als Quelle für kreative Anstöße auf der Suche nach unverbrauchter, provokativer, zu neuen Sinnkonstellationen transformierter Sprache. So ziehen sich biblische Motive (vor allem: Sintflut und Apokalypse) und kirchlich-traditionelle Sprachspuren (etwa: Hymnus, Litanei) quer durch Enzensbergers Werk.

Nicht diesen allgemeinen Sprachspuren soll freilich unsere Aufmerksamkeit gelten. Spannend zu beobachten ist vor allem, dass es in Verbindung damit auch Phasen intensiver *inhaltlicher* Beschäftigung mit den Fragen von Religion und Philosophie im Werk Enzensberger gibt. Vor allem das ‚Spätwerk‘, die Lyrik der letzten 15 Jahre ist zentral von diesem Zug geprägt. Ihm soll unser Hauptaugenmerk gelten.

In keinem Fall handelt es sich dabei um eine Rückkehr zu christlichen Vorstellungen. Gefragt, an was er glaube, antwortet Enzensberger dem Interviewer 2005 zunächst mit Abwehr, dann

so: „Leichtgläubigkeit ist nicht meine starke Seite. Aber ich bin auch kein Konstruktivist, der glaubt, wir stellen uns die Welt nur vor, die Außenwelt sei uns unzugänglich.“ Habe er denn wenigstens das Bedürfnis zu glauben, wird er weiter gefragt. Enzensberger wiegelt erneut ab: „Das fehlt mir. Aber wir alle leben in einem Medium des Minimalvertrauens.“ (in: *Enzensberger* 2007, 22) Weder eine Absage an Glauben, noch eine einfach einpassbare Bestätigung - was es in den Spätwerken Enzensberger sicherlich gibt sind neue strukturelle Parallelen, die auch die direkten Anknüpfungen und Anspielungen an theologische Sprache in ironischer Brechung nichts scheut. „Wissenschaftliche Theologie“ (*Enzensberger* 1999, 118f.) heißt ein Gedicht aus dem Band „Leichter als Luft“ von 1999, in dem die Nichtigkeit unserer Existenz geschildert wird, wir, vor Gott nur eine „Probe“, „schließlich nicht die einzigen“, womöglich „hätten wir ihn interessiert“, doch leider: „Er hat uns verschlafen.“ „Kleine Theodizee“ (*Enzensberger* 2003, 61) wird ein gleicherart ironisches Gedicht aus dem 2003 erschienenen Gedichtband „Die Geschichte der Wolken“ genannt, in der Gott sich „beleidigt“ von den Menschen abwendet angesichts unseres Gebaren auf Erden...

Das Gedicht „Immer kleiner werdende Unterhaltungen“ (ebd., 62) aus diesem letzten Gedichtband kann als Beispieltext für neue Annäherungen und bleibende Distanz fungieren:

Immer kleiner werdende Unterhaltungen

„Wohl dem, der nicht wandelt
im Rat der Gottlosen...“
Man wechselt taktvoll das Thema.

„Der Sinn des Lebens...“
Peinlicher Ausrutscher!

„Alle Verhältnisse gilt es umzuwerfen,
in denen der Mensch
ein erniedrigtes Wesen ist...“
Alles gähnt, geniert sich, lacht.

Dagegen Genome nach Maß,
Unsterblichkeit auf der Festplatte –
O Wissenschaft! Ecstasy! Euthanasie!

Manchmal ist man froh,
dass manche der Ewiggestrigen
unter den Jüngeren
noch ein paar Fragen haben.

Seinem Selbstverständnis gemäß war Enzensberger schon immer ein Kritiker des jeweils vorherrschenden Zeitgeistes. In den „Nachkriegsjahren“, in den 60 und 70er Jahren hieß das für ihn, als „Linker“ gegen den in seinen Augen konservativ-restaurativen Kurs der Bundesrepublik zu agitieren. Doch was bestimmt jetzt, im ersten Jahrzehnt des 21. Jahrhunderts „den Zeitgeist“? In der vierten Versgruppe benennt Enzensberger den „Zeit-Un-Geist“. Euphorisch

heraufbeschworene Zauberwörter - deren hymnische Erhöhung durch die Ausrufezeichen und das exklamative „o“ stilistisch herausgehoben werden - wie „Genome“, „Festplatte“, „Wissenschaft“, „Ecstasy“ und „Euthanasie“ rufen in der Postmoderne jene Werte auf, die dominieren, die „in“ sind. Überhaupt, die mediengesteuerte und marktinszenierte Unterscheidung in „in“ und „out“ prägt nicht nur unsere Zeit, sondern auch dieses Gedicht. Die ersten drei Versgruppen rufen nämlich Stimmen und Positionen auf, die „out“ sind - Stimmen, die Gott ins Spiel bringen und Überlegungen, wie man gottgemäß leben könne; Stimmen, die nach dem Sinn des Lebens fragen; Stimmen, die den politischen Kampf für gerechte Verhältnisse einfordern. Heutige Rede von Gott, Sinn und Gerechtigkeit - nichts als Peinlichkeit, Tabubruch, Anlass zu Heiterkeit!

Die ersten vier Versgruppen versuchen, in diesen vier Skizzen den Zeitgeist der - so ja der Titel - „immer kleiner werdenden Unterhaltungen“ einzufangen. Die letzte Versgruppe sprengt diesen Duktus auf, in dem sie einen wertenden persönlichen Kommentar anfügt: Auf welche Seite stellt sich der Gedichtspracher? Auf die Seite derjenigen, die die „alten Werte“ zumindest als Frage im Bewusstsein halten. Auf die Seite der „Ewiggestrigen“, aber eben unter den Jüngeren! Auf die Seite derjenigen, die dem „Rat der Gottlosen“ nicht folgen!

Aufschlussreich, wie Enzensberger hier die Dimension „Gott“ ins Spiel bringt: Stilistisch erneuert in mehrfacher ironischer Brechung, denn zitiert wird in Anlehnung an den Eröffnungvers von Psalm 1 der Ton des traditionellen Kirchenliedes in antiquierter Sprachform „wohl dem“. Und keine positive Setzung „Wohl denen, die da wandeln“ wie etwa in dem gleich anlautenden Kirchenlied von *Cornelius Becker* und *Heinrich Schütz* aus dem 17. Jahrhundert. Sondern in indirekter, doppelt verneinender Schachtelstruktur: „Nicht wandeln im Rat der Gottlosen“. Derart gebrochen wird dennoch deutlich, dass der Gedichtspracher jenen sympathisch zugeneigt ist, die die Rede von Gott und seinen Ratschlägen positiv in den gesellschaftlichen Diskurs einbringen, allen Verlachungen, allen Marginalisierungen, allem Zeitgeist zum Trotz.

5. Gott als poetische Vokabel

Doch ein Zwischenstrich: Krüger und Enzensberger, der eine Jahrgang 1943, der andere 1929 – sind das nicht Vertreter einer Generation, die eben selbst noch klassisch religiös sozialisiert war und nun – im oder angesichts des anstehenden letzten Lebensviertels sich auf zurückliegende Prägung zurückbesinnt und altersmilde nun auch positive Seiten von Religion zulässt? So könnte man ja zumindest fragen.

Tatsächlich ist das Phänomen der neuen Unbefangenheit in Sachen Religion und Gottesfrage jedoch ein generationsübergreifendes Phänomen. *Ralf Rothmann*, der im Jahr 2000 im Suhr-

kamp-Verlag den Gedichtband „Gebet in Ruinen“ veröffentlicht hat, ein bemerkenswertes Zeugnis neuer lyrisch-religiöser Sprachsetzung, ist Jahrgang 1953, aber - laut eigener Auskunft - tatsächlich auch noch „brachial katholisch erzogen worden“, gehört also auch noch eher dieser Tradition an. Anders bei dem anfangs und im Titel des Vortrags zitierten *Andreas Maier* (Jahrgang 1968), anders auch bei anderen jüngeren Lyrikern, von denen ich nur wenige nennen kann. *Dirk von Petersdorff* etwa, Jahrgang 1966, nimmt in den Band „Der Teufel von Arezzo“ (2004) eine ganze Abteilung von Gedichten unter der Überschrift „Aus dem Leben des Franziskus“ auf, tatsächlich lyrische Annäherungen an den umbrischen Heiligen. *Christian Lehnert*, Jahrgang 1969, nimmt zahlreiche Texte in seine Gedichtbände wie „Ich werde sehen schweigen und hören“ (2004) auf, die ein Ringen mit dem als abwesend erfahrenden und doch erhofften Gott beschreiben. *Jan Wagner* schließlich, Jahrgang 1971, gibt seinem im Jahr 2001 erschienenen Gedichtband den Titel: „Probebohrung im Himmel“ und nimmt dort verstreut religiöse Anspielungen auf. So etwa in dem folgenden Gedicht:

Hamburg – Berlin

der zug hielt mitten auf der strecke. draußen hörte
man auf an der kurbel zu drehen: das land lag still
wie ein bild vorm dritten schlag des auktionators.

ein dorf mit dem rücken zum tag. in gruppen die bäume
mit dunklen kapuzen. rechteckige felder
die karten eines riesigen solitairespiels.

in der ferne nahmen zwei windräder
eine probebohrung im himmel vor:
gott hielt den atem an

Nein, das ist natürlich kein religiöses Gedicht. Literarische Gottesrede ist nicht automatisch ein Indikator für Religiosität. Sehr wohl zeigt es jedoch, wie unverkrampft der Umgang mit der Tabu-Vokabel „Gott“ möglich ist. Drei Dreizeiler in durchgängiger Kleinschreibung als Hinweis auf den poetischen Charakter des Textes. Ein Zug bleibt mitten auf offener Strecke stehen, mit ihm scheint die Welt einen Augenblick innezuhalten. Der Blick aus dem Fenster erkennt Vertrautes: Felder, Bäume, Windräder. Diese Gegenstände aus der realen Welt werden mit ungewohnten Assoziationen verbunden, die das überraschende Pausieren, das Festfrieren von Eindrücken mitten in all der hektischen Beweglichkeit versinnbildlichen: Gespannte Stille, wie vor dem abschließenden Hammerschlag bei einer Auktion; Felder wie bedachtsam gelegte Karten im nur allein vollziehbaren Spiel; Windräder, die den Himmel anzubohren scheinen, so dass selbst Gott den Atem anhält.

6. Lyrische Gottesrede unserer Zeit - zwischen Einforderung und Rühmung

Blicken wir zur Charakterisierung der Spannweite heutiger lyrischer Annäherungen an Gott auf zwei Gedichtbände, die unterschiedlicher kaum sein könnten, auch wenn beide nicht nur im gleichen Jahr – 2007 veröffentlicht wurden, sondern beide unabhängig voneinander und doch gemeinsam am biblischen Buch der Psalmen, dem biblischen Buch der poetischen Gottesrede schlechthin, anknüpfen.

Der erste stammt von dem seit langem in München lebenden, muslimisch aufgewachsenen Exiliraner SAID (*1947). Schlicht „Psalmen“ nennt er seine 99 Gedichte, im Titel ein bewusster Bezug zu den alttestamentlichen Gebeten, in der Zahl eine Anspielung auf die vor allem im Islam bezeugte Tradition der ‚99 schönen Namen Gottes‘. Immer wieder haben Dichter der Moderne zeitgenössische Psalmen verfasst: von *Paul Celan* bis *Thomas Bernhard*, von *Rainer Maria Rilke* bis *Ingeborg Bachmann*, von *Bertolt Brecht* bis hin zu *Ernesto Cardenal* oder *Ralf Rothmann*. Ausgespannt zwischen Lob, Preis, Dank, Bitte und Klage haben alle PsalmendichterInnen ihren je eigenen Zugang gesucht. Doch nie so radikal wie hier. Für SAID - doppelt vertrieben vom Regime des Schahs wie von den Mullahs, gezeichnet vom Wissen um Folter und äußerste menschliche Grausamkeit, selbst religionsfern aufgewachsen im Hallraum des Islam - sind die Psalmen vor allem eines: Texte der Einforderung des Eingreifens Gottes.

In der christlichen Spiritualität hat sich erst in den letzten Jahren die vom Alten Testament angebotene Einsicht durchgesetzt, dass Klagen einer der sprachlichen Grundvollzüge einer lebendigen Gottesbeziehung sein kann. Aber ‚Forderung‘? Tatsächlich leben die biblischen Psalmen auch von diesem Sprachduktus: Gottes ausbleibende Hilfe wird nicht nur beklagt; Gottes wirksames Handeln wird nicht nur erfleht, erbeten und erhofft, sondern konkret eingefordert. Diese spirituelle Haltung ist im Christentum, geschweige denn im Islam kaum entwickelt. Bei SAID steht sie im Vordergrund. Von Lob, Preis und Dank ist hingegen keine Rede. Schon diese Differenzen weisen darauf hin, dass die Rezeption dieser Gedichte von - produktiven - Spannungen und Auseinandersetzungen bestimmt ist. Aber mehr noch: Alle 99 Psalmen richten sich - zumeist im ersten Wort - in direkter Anrede an den ‚Herrn‘. SAID gibt aber offen zu, an den Gott der monotheistischen Religionen nicht glauben zu können, bestenfalls auf der Suche nach ihm zu sein - ohne die Erwartung zu haben, ihn wirklich finden zu können. Die direkte Anrede an den kaum für existent gehaltenen Gott dient ihm dazu, „Gefühle wie Wut und Zorn auszudrücken“. Er will diesen „Gott auf Augenhöhe (...) auf die Erde bringen“ (SAID, 2008, 71), um von ihm Gerechtigkeit einzufordern - so SAID in einem Interview mit der Zeitschrift *Publik-Forum*.

Und genau das findet sich in diesem Gedichtband: der Versuch, ganz eigen-artige, heutiger Spiritualität verpflichtete Psalmen zu schreiben die sich im Spannungsrahmen von Islam, Judentum, Christentum und Humanismus bewegen. Es handelt sich - so *Hans Maier* im Nachwort des Bandes - um einen „beherzten, fast verwegenen Versuch, Psalmen aus islamischem Geist in heutiger Sprache zu ersinnen und sich mit Ihnen an ein heutiges Publikum zu wenden“ (in: SAID 2007, 109). Wer nach Bestätigung von bereits nur zu gut Bekanntem und Gewusstem sucht, wird hier nicht fündig. Ein Beispiel (ebd. 60) muss hier genügen:

herr
 gib dass ich unbelehrbar bleibe
 mich vor der kompatiblen vernunft schütze
 und deren postmodernen furien
 so dass ich meine erregbarkeit nicht verliere
 denn dann verlöre ich auch dich
 höre auf mich
 oh herr
 nicht auf diejenigen
 die auf dich hören
 denn sie sprechen
 von einer mischung aus gott und vernunft
 nützlich und konvertierbar

Immer wieder greift SAID diejenigen an, die sich im Besitz Gottes glauben, die vorgeben, Gottes Willen zu kennen und auszuführen. Dem stellt er eine rebellische eigene Spiritualität der erregbaren Suche entgegen, eine Spiritualität des Nichtwissens, des sich einer theologisch ausgefeilten vernünftigen Gotteslehre Verweigerns. „Kompatible Vernunft“ als Zugang zu Religion - darin scheint ihm das Grundübel von Missbrauch und letztlich Desavouierung der Gottesidee zu liegen.

SAIDs Texte sind auf mehreren Ebenen deutbar: Im Wissen um den Hintergrund des Verfassers kann man sie als kontrafaktische Gegenrede zu den biblischen Psalmen lesen, die im Spiegel der fiktiven Anrede des ‚Herrn‘ eigene Gefühle, Gedanken, Überlegungen in Sprache bringen. Die biblische Sprachfolie wäre so vor allem eine Quelle ästhetischer Anregung. Soweit die eine Lesart. Genau so gut lassen sich die Texte aber auch als Zeugnisse innerhalb einer Gottesbeziehung lesen und deuten, in der Klage und Einforderung eben jener Platz zukommt, der ihnen in der Bibel selbst auch gewährt wird. Folgt man dieser Lesart, so liegen hier Zeugnisse des Ringens um eine neue Gottesrede aus tiefster Befangenheit und Verstricktheit heraus vor. Dann geht es um eine Gottesbeziehung, die von Auseinandersetzung und Konflikt bestimmt ist, von Unsicherheit und Zweifel, von Trotz und Erwartung gegen alle Erfahrung. Die Texte selbst lassen beide Lesarten zu, auch wenn der Autor selbst nur die erste bestätigt.

Die zweite Deutungslinie führt zu einem ganz anderem Schriftsteller: zu dem Schweizer Dichterpfarrer *Kurt Marti* (*1921). Er gehörte in den Jahrzehnten der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu den ganz wenigen Ausnahmen von Christen, die als Christen Literatur verfassten und dabei auch weit über den binnenkirchlichen Rahmen hinaus wahrgenommen wurde. Die Sprachkrise der Moderne quer durch all ihre Katastrophen hindurch hinterließ in seinem Werk deutliche Spuren: Immer gebrochener wurden auch seine Texte, immer grotesk verspielter, immer verknappter. Im Frühjahr 2007 erschien als schmales Bändchen „Du“, dessen Untertitel auch hier die Provokation andeutet: „Eine Rühmung“, 2008 um einige weitere ältere Texte ähnlichen Charakters erweitert.

Der Mittachtziger resümiert hier noch einmal seine poetische Gottesbeziehung. Doch der Ton schlägt um: Nicht mehr verspielte Leichtigkeit, nicht mehr sozialkritische oder tagespolitische Schärfe, nicht mehr absurd-ironische Sprachsetzungen gegen all das Chaos. All diese Tonarten bleiben bestehen, werden nicht zurückgenommen. Aber eingerahmt in eine Tonlage, die von einer unzerstörbaren Letztbindung spricht und zeugt. Auch hier steht in Anlehnung an die Sprache und Spiritualität der Psalmen eine einzige Sprachgeste im Zentrum. Doch wo SAID die Einforderung betont, da konzentriert sich Marti auf den rühmenden Lobpreis. Wenige Passagen aus den eindrücklichen Texten (*Marti 2007, 7-12 passim*) müssen zur Verdeutlichung erneut ausreichen.

DU
 weltweit
 in vieler leute mund
 so dass alle glauben
 dich duzen
 zu dürfen
 ich auch
 DU
 von dem wir
 nur wenig wissen
 und doch ist
 dies wenigwissen
 geheiligt
 da es
 wenigwissen
 von dir
 und deshalb
 weitaus mehr ist
 als wir
 mit unserem glauben
 und denken
 zu fassen vermögen
 DU
 dessen rätsel trotz allem

zukunftsträchtiger bleiben
als alle lösungen der menschen

Zwischen Einforderung und Rühmung – der Bogen heute möglicher poetischer Gottesrede ist weit ausgespannt.

7. Renaissance des Religiösen in der Literatur? Zwischenbilanz

Lassen sich die aufgezeigten Mosaiksteine aus der aktuellen literarischen Landschaft zu einem Bild zusammenfügen? Ist diese Rede von einer „neuen Unbefangenheit“ im literarischen Umgang mit Gott berechtigt?

Ganz entscheidend: Es handelt sich bei den aufgezeigten Spuren einer neuen unbefangenen literarischen Auseinandersetzung mit Religion, dem Christentum und der Gottesfrage *nicht* um ein Massenphänomen. Ganz falsch wäre der Eindruck Religion sei *das* Thema der Gegenwartsliteratur. *Das* eine Thema gibt es im Rahmen der postmodernen Vielfalt sowieso nicht, die Vielfalt ist ja geradezu zum Signum der Zeit geworden. Aber eben in dieser Vielfalt hat Religion wieder ihren Platz, konkreter: einen Platz, der unter anderen Vorzeichen steht als noch vor 20 oder 30 Jahren. Religiöse Spuren in der Gegenwartsliteratur? Der Münchner Jesuit *Bernhard Grom* hat den Befund treffend charakterisiert: „Kein Chor, aber auch nicht bloß Einzelstimmen“ (*Grom* 2004, 128) sind dies, hinzugefügt sei: nicht um eine Bewegung handelt es sich hierbei, sondern um ganz und gar unterschiedliche AutorInnen und Werke mit je einzelne Annäherungen und Auseinandersetzungen. Und selbstverständlich, darin hat Gregor Maria Hoff Recht: nach wie vor gibt es auch völlig andere literarische Zeugnisse der Annäherung an Religion und Gottesfrage, andere Tonlagen, andere Intentionen, etwa die der scharfen und unnachgiebigen Religionskritik. Aber ihr Anteil an der Gesamtmenge der Zeugnisse tritt zurück.

Bei all der Vielfalt der von mir erwähnten Tendenzen gibt es fern jeder Typisierung einige bemerkenswerte Gemeinsamkeiten: Die Wiederentdeckung von Religion, auch des Christentums im Raum der Literatur findet weitgehend unabhängig von und außerhalb der Institution Kirche statt, wirkt auch nicht erkennbar auf sie zurück. Hier geht es weder um eine Re-Christianisierung noch um eine konservativ-reaktionäre Wende. Diese neue Unbefangenheit im Zugang zur letztlich bleibend entzogenen Dimension Gottes lässt sich so weder politisch, noch kirchlich und theologisch vereinnahmen oder verzwecken. Vielmehr zeigt sich in diesen Werken indirekt, wie sehr die Kirche ihren Platz als kulturbestimmende Macht eingebüßt hat. So aber wird der freie, unverstellte und unbefangene Zugang zu Religion und darin auch zu kirchlicher Tradition möglich.

Eine differenzierte Auseinandersetzung mit Religion, dem Christentum oder der Gottesfrage steht also nicht mehr zwangsläufig für Rückständigkeit oder überkommenen Traditionalismus, wie dies von breiten Teilen der Kulturschaffenden lange Zeit gesehen wurde. In einem Nachruf auf den Weggefährten *Karl Markus Michel* schreibt *Hans Magnus Enzensberger* im Herbst 2001 bedenkenswerte Worte, die sich wohl zum Teil auch auf ihn selbst und andere Generationskollegen beziehen: „Nur ein Aufklärer kann vielleicht ermessen, wie unwiderstehlich die Religion im Zeitalter ihrer Säkularisierung geblieben ist, und nur ein Ungläubiger weiß zu würdigen, wie tief das Bedürfnis, zu glauben, in der Moderne wurzelt.“ (*Enzensberger* 2001, 10)

Diese nachaufklärerische Unwiderstehlichkeit von Religion zeigt sich in der Gegenwartsliteratur neu, anders, herausfordernd. „Gott liebt es, sich zu verstecken“ – gewiss, das stimmt, nach wie vor. Aber die zentrale Provokation der Literatur der Gegenwart lautet anders: „Gott liebt es, sich zu zeigen“. Auf diese Provokation der Affirmation - natürlich der vielschichtigen, gebrochenen, sich selbst unterlaufenden Affirmation - werden wir TheologenInnen noch einmal anders zuzugehen haben. Spannend!

Primärliteratur:

Bärfuss, Lukas: Meienbergs Tod. Die sexuellen Neurosen der Eltern. Der Bus. Stücke (Göttingen 2005)

Enzensberger, Hans Magnus: Leichter als Luft. Moralische Gedichte (Frankfurt 1999)

ders.: Der Agnostiker als Theologe. Eine Erinnerung, in: Kursbuch 146 (Dezember 2001): „Vorbilder“, hrsg. von *Ingrid Karsunke/Tilman Spengler*, S. 8-10

ders.: Die Geschichte der Wolken. 99 Meditationen (Frankfurt 2003)

ders.: Zu große Fragen. Interviews und Gespräche 2005-1970 (Frankfurt 2007)

Jandl, Ernst: lechts und rinks. gedichte statements peppermints ¹1995 (München 1997)

Kaschnitz, Marie Luise: Neue Gedichte (Hamburg 1957)

Krüger, Michael: Die Dronte. Gedichte ¹1985 (Frankfurt 1988)

ders.: Wettervorhersage. Gedichte (Salzburg/Wien 1998)

ders./Quint Buchholz: Keiner weiß es besser als der Mond (München/Wien 2001)

ders.: Kurz vor dem Gewitter. Gedichte (Frankfurt 2003)

ders.: Unter freiem Himmel. Gedichte (Frankfurt 2007)

Lehnert, Christian: Ich werde sehen, schweigen und hören. Gedichte (Frankfurt 2004)

Maier, Andreas: Ich gönne mir das Wort Gott. Gespräch, in: Die ZEITLITERATUR, März 2005

ders.: Ich. Frankfurter Poetikvorlesungen (Frankfurt 2006)

Marti, Kurt: Du. Eine Rühmung (Stuttgart 2007)

Ortheil, Hanns-Josef: Lo und Lu. Roman eines Vaters (München 2001)

Petersdorff, Dirk von: Die Teufel in Arezzo. Gedichte (Frankfurt 2004)

Roth, Patrick: Resurrection. Die Christus-Trilogie (Frankfurt 2003)

Rothmann, Ralf: Gebet in Ruinen (Frankfurt 2000)

SAID: Psalmen (München 2007)

ders.: „Ich fordere mehr von Gott“, in: Publik Forum 11/2008, 70-72

Wagner, Jan: Probebohrung im Himmel. Gedichte (Berlin 2001)

Forschungsliteratur:

Bachl, Gottfried/Helmut Schink (Hrsg.): Gott in der Literatur (Linz 1976)

Baden, Hans Jürgen: Der verschwiegene Gott. Literatur und Glaube (München 1963)

Berwald, Olaf/Gregor Thuswaldner (Hrsg.): Der untote Gott. Religion und Ästhetik in der deutschen und österreichischen Literatur des 20. Jahrhunderts (Weimar/Wien 2007)

Dermutz, Klaus: Gott auf der Bühne. Das zeitgenössische Theater und die Transzendenz, in: Herder Korrespondenz 59 (2005), S. 529-534

Fuchs, Ottmar: Im Raum der Poesie. Theologie auf den Wegen der Literatur (Ostfildern 2011)

Garhammer, Erich: Zweifel im Dienst der Hoffnung. Poesie und Theologie (Würzburg 2011)

Grom, Bernhard: „...den sie früher Gott genannt hätten“. Spirituelle Sprechversuche in der deutschsprachigen Gegenwartslyrik, in: Stimmen der Zeit 222/2004, S. 127-137

Hoff, Gregor Maria: Religionskritik heute (Kevelaer 2004)

Imbach, Josef: Sehnsucht nach dem verlorenen Gott (Graz/Wien/Köln 1992)

Khuon Ulrich: „Dunkelkammer des Passionswissens“. Ein Gespräch mit dem Intendanten Ulrich Khuon, in: HerderKorrespondenz 62 (2008), S. 178-182

Kurz, Paul Konrad: Gott in der modernen Literatur ¹1996 (Münster ²2003)

ders. (Hrsg.): Höre Gott! Psalmen des Jahrhunderts (Zürich/Düsseldorf 1997)

Kuschel, Karl-Josef: Im Spiegel der Dichter. Mensch, Gott und Jesus in der Literatur des 20. Jahrhunderts (Düsseldorf 1997)

ders.: Gott liebt es, sich zu verstecken. Literarische Skizzen von Lesung bis Muschg (Ostfildern 2007)

Langenhorst, Georg: Neue Unbefangenheit. Religion und die Gottesfrage bei SchriftstellerInnen der Gegenwart, in: Herder Korrespondenz 56 (2002), S. 227-232

ders.: Gedichte zur Gottesfrage. Texte - Interpretationen - Methoden. Ein Werkbuch für Schule und Gemeinde (München 2003)

ders.: Theologie und Literatur. Ein Handbuch (Darmstadt 2005)

ders.: „Ich gönne mir das Wort GOTT“. Annäherungen an Gott in der Gegenwartsliteratur (Freiburg 2009)

ders.: Literarische Texte im Religionsunterricht. Ein Handbuch für die Praxis (Freiburg 2011)

Leitner, Anton G. (Hrsg.): „Himmel und Hölle“. Das Gedicht. Zeitschrift für Lyrik, Essay und Kritik 9 (2001)

ders./Siegfried Völlger (Hrsg.): Zum Teufel, wo geht's in den Himmel? Poetische Wege (München 2005)

Motté, Magda: Auf der Suche nach dem verlorenen Gott. Religion in der Literatur der Gegenwart (Mainz 1996)

Schmidinger, Heinrich (Hrsg.): Die Bibel in der deutschsprachigen Literatur des 20. Jahrhunderts 2 Bde (Mainz 1999)

Sorg, Reto/Bodo Stefan Würffel (Hrsg.): Gott und Götze in der Literatur der Moderne (München 1999)

Vellguth, Klaus (Hrsg.): „Gott sei Dank bin ich Atheist“. Gott als Thema in der Literatur des 20. Jahrhunderts (Lahr 2001)

Ziebritzki, Henning: Experimente mit dem Echolot. Zum Verhältnis von moderner Lyrik und Religion, in: *Anton. G. Leitner* (Hrsg.): „Himmel und Hölle“. Das Gedicht. Zeitschrift für Lyrik, Essay und Kritik 9 (2001), S. 89-100

Zwanger, Helmut (Hrsg.): Gott im Gedicht. Eine Anthologie von 1945 bis heute (Tübingen 2007)

ders./Karl-Josef Kuschel (Hrsg.): Gottesgedichte. Ein Lesebuch zur deutschen Lyrik nach 1945 (Tübingen 2011)